

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 34 (1944)
Heft: 49

Artikel: Die gelben Perlen [Fortsetzung]
Autor: Rabl, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649315>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

21. Fortsetzung

Der Eingang zur Bucht musste sehr schmal sein; wohl zeigte die Karte die Insel, doch die Bai wies sie nicht auf, sie war anscheinend dem Kartographen entgangen. Je näher er sich der Stelle tastete, an der er die Durchfahrt vermutete, um so mehr Segel liess Jan bergen. Zum Schluss schlich der Schoner nur noch von einem einzigen Klüver getrieben, langsamer als ein Spaziergänger. Nichts. Gar nichts. Wie hatten diese Leute die Bucht getarnt? Jan liess beidrehen; während der Bootsmann das Dingi klar machte, lief Jan nach unten, polterte an der Tür von Brodies Kammer. Fast sofort ging sie auf; Brodie trat angekleidet heraus. „Etwas los?“ fragte er flüsternd. Als Jan ihn verwundert ansah, wies er stumm durch den Türspalt; Pheasant lag schlafend auf dem Bett.

„Die Bucht ist so nicht zu finden“, erklärte Jan. „Ich gehe ins Dingi und suche sie. Der Bootsmann bleibt. Der Kahn liegt still. Aber es wäre mir trotzdem lieb, wenn jemand mit Autorität an Deck wäre. Darf ich auf Sie rechnen?“

Brodie nickte und sah zu, wie Jan sich gewandt über die Reling schwang und, zu dem unten wartenden kleinen Boot hinabkletternd, in bodenloses Dunkel versank. Ein paar sehr leise Ruderschläge des Dajakers, der die Riemen handhabte, und Brodie war allein. Er wagte es nicht, eine Zigarre anzustecken — ihr glimmernder Brand konnte hinreichen, sie zu verraten. Nervös kaute er auf der Spitze herum; wenn van der Stappen etwas zusties, war er mit Pheasant allein auf dem Schoner — er, der Seeunkundige, völlig der Willkür des Bootsmannes und der Dajaker ausgesetzt. Die Vorstellung war so unangenehm, dass den Engländer fröstelte; es gab nicht viele Situationen, die zu meistern er sich nicht zutraute; dies war eine von ihnen. Gut, dass wenigstens Pheasant schlief und ihn nicht mit Fragen und Aengsten plagte! —

Geräuschlos schlich das Dingi dicht an den ragenden Pfeilerwurzeln der Mangroven entlang; sie machten es unmöglich, zu erkennen, wo das Wasser endete, das Land begann; die Kämme der Wellchen begannen grünlich zu leuchten, und Jan fluchte lautlos in sich hinein. Wenn das stärker wurde, sah wer wollte, den Schatten des Bootes meilenweit. Dann neigte er sich vor, lugte scharf aus, brachte den Dajaker, der mit dem Gesicht zum Stern riemte, zum Halten, wies ihm, was er sah; der Mann erschrak masslos, und Jan hatte Mühe, ihn am rasenden Davonrudern zu hindern.

Vom Land her, an einer Stelle, wo die Mangroven ein wenig lichter standen, näherte sich ihnen ein Mensch. Wahrhaftig ein Mensch schien da auf dem Grund des anscheinend flachen Wassers, das ihm gerade bis zum Kinn reichte, zu wandern. Nur sehr langsam kam er vorwärts, und dabei gab er kein Zeichen, keinen Laut. Die Begegnung war gespenstisch; der Dajaker glitt von der Ducht auf den Boden des Bootes, drückte sein Gesicht an die nassen Bretter und betete wimmernd. Jan stand aufrecht; das

Entsetzen liess ihn frösteln. Der da drüben kam näher, lautlos — jetzt sah Jan, dass er die Augen geschlossen hielt. Jan fühlte, er musste an den Spuk heran, oder in ein paar Augenblicken war er so weit, dass er Fersengeld gab. Er fasste die Riemen, die der Dajaker verloren hatte, und tat stehend ein paar Schläge. Neben ihm, zwei, drei Meter entfernt nur, war das Gesicht. Das Gesicht eines Toten, eine schwere, klaffende Wunde da, wo einmal der rechte Schläfenknochen das Leben des Hirns geschützt hatte. Dunkelhäutig war der Leichnam und sah dennoch nicht malaisch aus. Jan starrte ihn an: ein Inder! Wie kam ein toter Inder hierher? In diesem Augenblick verschwand der Kopf urplötzlich. Wo er eben noch gewesen war, stand ein kleiner Wirbel und dann nichts mehr.

Nach einer Sekunde riss Jan den Dajaker auf. Der Tote hatte ihm den Weg gewiesen. Hier war der Zugang zur Bucht! Man hatte den Mann nach dem Mord ins Wasser geworfen, um ihn aus dem Weg zu schaffen, doch ungenügend beschwert war er, stehend wie im Leben, bis hierher getrieben worden. Mord ging in der Bucht um. Nicht zu erraten,

Zytgedanke

Dr Bäg isch nid so loht
bis mir üs müesse trenne.
's isch wie ne Probezt
wo mir üs lehre kenne.

Wie mängem isch's Hütt schwär,
wo Heimatlos isch worde,
u weiß deheim isch's läär —
mi ghört nüt meh als morde.

Es isch e bösi Zyt.
Kei Mentsch cha d'Zukunft düte.
Mi weiß nid was 's no git
bis d'Slogge Friede lüte.

Chöm aber was no will,
uf eis chöi mir no hoffe:
Es Plähli, schön u still,
blybt üs für ewig offe!

A. M.

warum — doch wo Mord war, war Gefahr für Betje. Jan trieb den Dajaker zu „Texas Girl“ zurück.

Während er, noch keuchend, auf Deck die ersten Befehle gab, den Schoner wieder in den Wind zu bringen, rief er Brodie zwei Worte über die gespenstische Begegnung zu. „Ein toter Inder?“ wiederholte der Engländer mit glitzernden Augen, „das ist eine prachtvolle Neuigkeit, mein Freund!“

In diesem Augenblick glitt „Texas Girl“ in den engen Einlass. Aus dieser Bucht kam niemand heraus.

Siebentes Kapitel

Es war unmöglich gewesen, den Schoner — wie Jan es ursprünglich geplant hatte — in dem engen Durchlass selbst festzulegen, der Rays Bucht mit der See verband; „Texas Girl“ hatte grosses Glück gehabt, gerade in dem Augenblick in den Kanal zu kommen, in dem die Gezeiten kenterten und darum fast keine Strömung herrschte. Eine Stunde später war der hinausflutende Ebbstrom schon so reissend, dass Jan alle Segel brauchte, um den Schoner gegen ihn in die Bucht selbst zu bringen und an eine Stelle zu legen, von der aus der Durchlass durch die Geschütze mit ziemlicher Sicherheit gesperrt werden konnte. —

Diesen Liegeplatz von „Texas Girl“ betrachtete, während er sich von zwei Malaien zu dem schmucken Schoner rudern liess, Mike O'Dwyer mit ausgesprochenem Missfallen. Ohnehin war es ihm rätselhaft, wie das Schiff in mondloser Nacht die Bucht gefunden hatte; man musste sich sehr darum bemüht haben — woher aber wussten die Leute überhaupt, dass die Bucht existierte? Warum hatten sie sie, noch dazu nächtlich, mit solcher Hartnäckigkeit gesucht? Was wollten sie hier? Wollten sie etwa die Perlensuche, die sie an der Schäre aufgegeben hatten, hier neu beginnen? Gewisse Vorrichtungen — genauer gesagt, einige elektrisch zündbare Minen, die missliebige Schiffe auf der Fahrt durch den Durchlass in die Luft gehen lassen konnten — hatte Ray schon vor langer Zeit angelegt; diese Sperre indessen hatte der Schoner ungestört überwunden. Nun, dachte O'Dwyer und wischte sich den Schweiss von Stirn und Wangen, den nicht allein die schon am frühen Morgen stechende Sonne hervorrief, es ist immerhin nur eine von verschiedenen Möglichkeiten, über die der Schoner nichtsahnend hinweggeglitten ist; es gibt notfalls noch mehr.

Die Jakobsleiter war, als sein Boot die Bordwand erreichte, schon herabgelassen und pendelte einladend. Mike erklomm sie, sprang über die Reling und sah sich einem aschblonden jungen Mann mit bemerkenswert vielen Sommersprossen und einer durch einen Unfall etwas deformierten Nase gegenüber, der sich als Schiffer des Schoners, Clarence Brynat mit Namen, vorstellte und in einem von Eigenheiten nicht ganz freien Englisch seiner Freude Ausdruck gab, in diesem gottverlassenen Winkel einem vernünftigen Menschen zu begegnen. Mike schüttelte ihm herzlich die Hand und liess seine flinken Augen über das tadellose Deck spazieren, auf dem ein halbes Dutzend Dajaker neugierig glotzend umherstanden. „Eine kleine Mannschaft, die Sie da haben“, stellte er fest. Clarence Bryant meinte, sein Schoner bediene sich so leicht, dass mehr Leute nicht nötig seien; wieder horchte Mike auf; doch da sein eigenes Englisch ebenso wenig tadelfrei war wie das Jars, überhörte er die eine Hälfte der grammatikalischen und phonetischen Fehler und schob die andere darauf, dass der Mann, seinem Heimathafen Galveston nach zu schliessen, wohl aus den amerikanischen Südstaaten stammte. Jan atmete auf; diese erste Klippe war umschifft,

und er war über Brodies Klugheit froh, der im letzten Augenblick noch daran gedacht hatte, ihn in Clarence Bryant zu verwandeln. Zu unglaublich wäre auf einem USA-Schoner ein x-beliebiger holländischer Kapitän gewesen; van der Stappens Name aber, den Betjes Räuber wahrscheinlich kannten, durfte nicht fallen, sollten sie nicht gewarnt werden.

„Hier liegen Sie übrigens nicht sehr gut“, meinte O'Dyer und steckte eine von Brodies feinen Havannas in Brand, die Jan ihm bot. „Sie sollten tiefer in die Bucht gehen. Erstens“, er lachte, „finde ich bei den vielen Besuchen, die ich Ihnen machen werde, eine so weite Fahrt zu Ihnen höchst unbequem. Und zweitens kann ich Ihnen meinen Pier zur Verfügung stellen. Ich finde, eine anständige Vertäuung ist immer besser, als auf die Gnade von Ankerketten und Grund angewiesen zu sein.“

Jan dankte und lehnte ab. Der reiche, spleenige Engländer, von dem er gechartert sei, habe sich gerade in diesen Platz verliebt und wolle hier liegenbleiben. Mike bedauerte das innerlich ebenso sehr wie mit Worten; natürlich wusste dieser junge Mensch nicht, dass unter dem Pier abermals Minen lagen; um so unangenehmer war es, dass er ihn vernied und damit auch die zweite Möglichkeit, ihn, wenn nötig, in die Luft zu schicken.

Eine kleine Gesprächspause trat ein. Mike überlegte gerade, wie er am besten und lockendsten eine Einladung zum Lunch formulieren sollte, als Pheasant das Deck betrat. „Oh —“, stöhnte der schönheitsdurstende Ire und verslang sie mit den Augen. „Wer“, flüsterte er hastig, „ist das?“

Jan blieb völlig ernst. „Die Frau des spleenigen Engländers“, murmelte er. „Ganz hübsch, nicht?“

„Schön, nicht hübsch!“ wisperte Mike empört, machte eine tiefe Verneigung, wurde vorgestellt und startete seine Einladung. „Meine Schwester“, schloss er, „wird sich ganz besonders freuen. Ich glaube, es ist bald ein Jahr her, dass das arme Kind zum letzten Mal eine weisse Frau gesehen hat.“

Pheasant sah, wie Jan sich verfärbte, als das Wort „Schwester“ fiel. Geschickt fesselte sie Mikes Aufmerksamkeit mit Fragen: Wie eine weisse Frau hier lebe, ob man sich nicht vor den Braunen fürchten müsse, wann und warum Mike und seine Schwester hierhergekommen seien? Während Mike das Märchen von der aussichtsreichen Tabakpflanzung erzählte, gelang es Jan, sich wieder zu fassen. Dieser Bursche schien die Frechheit zu haben, Betje als seine Schwester auszugeben; wie mussten sie das arme Mädchen gequält haben, dass sie das Spiel mitmachte? Sie sollten es büssen oder, bei Gott, er wollte wahrhaftig Clarence Bryant heissen!

Als Brodie erschien, war die Stimmung schon nahezu freundschaftlich; nur ein sehr ernster Beobachter hätte bemerken können, dass keine der beiden Parteien von Befangenheit frei war.

In Brodies Gefolge schleppten ein paar Dajaker einen Tisch, Stühle, Gläser, einen Siphon. Und Brodie selbst trug liebevoll, wie einen Säugling, eine Flasche Whisky im Arm. Mikes Augen glänzten entzückt; es war nicht der übliche, in Fernost verbreitete schottische Black and White, den, selbst wenn er echt war — meist war er's nicht — nur Anfänger für den besten Whisky der Welt erklären konnten; es war — beim heiligen Patrick! — richtiger Jameson-Whisky aus Dublin. Als Mike mit andächtig zum Himmel aufgeschlagenen Augen das erste Glas trank — obgleich sein Gastwirt Engländer war, kannte er doch die richtige Mischung, dreiviertel Whisky und einen Schuss Soda —, war er überzeugt davon, unter guten Menschen zu weilen.

Seit Brodie am Deck war, gaben Pheasant und Jan ihren Anteil am Gespräch fast ganz auf. Jan war alles andere als ein Schauspiel und fühlte sich kaum imstande, auf die Dauer einem Menschen freundlich zu begegnen, den er ver-

Veltlinerstube

Herrengasse 25 (Casino)

abscheute, hasste, verachtete. Pheasant dagegen stützte nachdenklich den schönen Kopf in die Hand und versuchte, Mikes Maske zu durchdringen; für einen Schuft stellte er sich so gut, dass die Frau ohne die handgreifliche Tatsache von Betjes Entführung und Gefangenschaft die Biederkeit ohne weiteres für echt gehalten hätte.

„Da Sie das da trinken“, sagte Mike, „nehme ich an, Sie kennen Irland?“

„Den Whisky“, lachte Brodie, „den Porter und den Speck besser als das Land.“

„Nie dagewesen?“

„Nur kurz und flüchtig. Zu flüchtig, leider.“

Mike blickte scharf auf. Irgend etwas in Brodies Stimme erinnerte ihn an die schlimmsten Tage seines Lebens. Er versuchte, in dem Gesicht des Engländers ein anderes

wiederzufinden — neunzehn Jahre waren so verdammt lang, veränderten so sehr; doch Stimmen blieben. „Waren Sie“, fragte er möglichst harmlos, „je in Killaloe?“

„Killaloe —?“ dehnte Brodie, als besinne er sich.

In die Augen des Iren trat ein sonderbarer Ausdruck. „Erinnern Sie sich der Shannon-Falls bei Parteen?“ fragte er heiser.

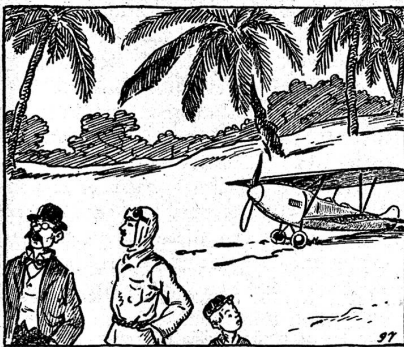
„Das ist doch“, gab Brodie ruhig zurück, „der Wasserfall, der vor zehn Jahren zu dem grossen Kraftwerk ausgebaut wurde, nicht wahr?“

„Stimmt, stimmt. Sie kennen sich aus. Aber das meine ich nicht.“ Er sprang auf, dass sein Stuhl über die Planken an die Reling fuhr. „Vielleicht“, schrie er, „können Sie mir sagen, Hauptmann Brodie, was aus meinem Vater geworden ist und aus meiner Schwester?“

(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

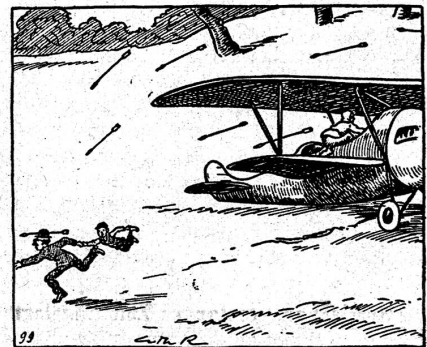
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
17. Fortsetzung



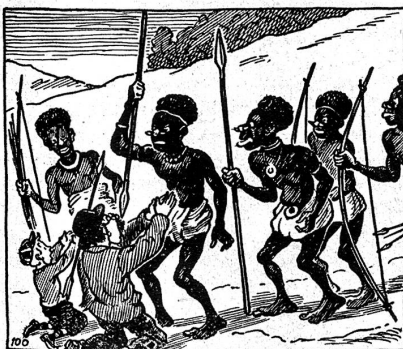
97. Nachdem sie so einige Stunden umherspaziert waren, stiegen sie wieder ein. Bald hatten sie die Wogen des Südchinesischen Meeres unter sich. Der Pilot hatte nämlich die Absicht, auf Nordcelebes zu landen und flog zu diesem Zweck in südöstlicher Richtung. Als man endlich gelandet war und das Terrain rekognoszierte, sagte der Pilot: «Zwar bin ich überzeugt, dass wir auf Celebes sind, aber doch kommt mir hier alles etwas seltsam vor!»



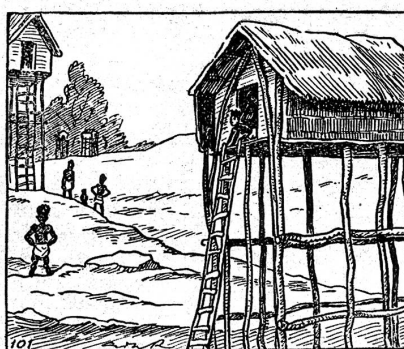
98. Rrr-plump! Was traf da Herrn Krauseminzens Hut auf einmal von hinten? Ein meterlanger Pfeil hatte ihn durchbohrt! Unsere Weltreisenden wurden kreideweiss vor Entsetzen! Dem ersten Pfeil folgten bald andere, die verräterisch aus dem Gebüsch hervorsauten...



99. «Ich bin zu weit geflogen!», jammerte der Pilot, «wir sitzen auf Neuguinea, mitten unter den Papuas!» Alle drei rannten sie nach dem Flugzeug zurück; der Pilot kletterte hinein, Herr Krauseminze und Karlchen aber mussten halbwegs rechts-umkehrt machen, weil die Papuas jetzt das Flugzeug aufs Korn nahmen.



100. Indem Herr Krauseminze mit Karlchen davon rannte, hörten sie bald die Flugmaschine davonsurren; wie gemein, dachten sie, dass der Pilot sie so feige im Stich liess! Die Papuas aber fassten, nun das surrende Luftungeheuer fort war, wieder Mut, sie rannten aus dem Gebüsch hervor und hatten die beiden Flüchtlinge bald eingeholt.



101. «Ach, bitte, lassen Sie uns am Leben, wenn es Ihnen gleich ist!» flehte Herr Krauseminze, jedoch, die Papuas verstanden kein Wort davon. Nachdem sie einige Zeit überlegt hatten, fesselten sie ihre Schlachtopfer an Händen und Füßen und führten sie nach dem Papuadort, das aus Hütten bestand, die auf hohe Pfähle gebaut waren.



102. Sie wurden eine hohe, steile Leiter hinaufgetragen und befanden sich dann in der Hütte des Dorf- oder Stammhaupteins. Brr! Wie dieser Kerl aussah; ganz so, dass man bei seinem Anblick eine Gänsehaut kriegen konnte. Sein Hals war mit grossen Raubtierzähnen «geschmückt» und auch seine Nase war von zwei Zähnen durchbohrt.